



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Zur socialen Frage.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Annäherung an den Fortschritt zu optiren, so wähle ich aus staatsmännischen Gründen das Centrum. Dasselbe kann für den Staat sehr unbecquem werden und ist es geworden, aber nicht so gefährlich wie meines Erachtens der Fortschritt werden kann. . . . Da wähle ich als Politiker, der zu einem Urtheil, zu einer Meinung verpflichtet ist, nothwendig das kleinere Uebel. . . . Ich will sagen, ich wähle die Seite, durch welche meiner Ansicht nach das Staatsschiff weniger in seiner Steuerung genirt und gehemmt wird, ohne gerade Gefahr zu laufen. Wenn ich im Kampfe gegen die ununterbrochen sich drehenden Strömungen und Wirbel der Parteien am Steuerruder des Staates stehe, kann ich nicht alle Jahre, alle Tage und in jedem wechselnden Moment wie ein theoretischer Narr dasselbe thun, was ich vor fünfzehn Jahren etwa gethan habe, während eine vollständig veränderte Situation eingetreten ist, und wenn der Kampf, den ich pflichtmäßig — ich weiß nicht wie viele Jahre — und, ich gestehe gern zu, mit der mir eignen Lebhaftigkeit geführt habe, nicht mehr am Platze, nicht mehr nothwendig ist. Ich ordne diese meine Lebhaftigkeit dem mich beherrschenden Gesetze der *salus publica* bereitwillig unter.“

Wir werden nun sehen, wie das Centrum diesem Entgegenkommen seinerseits entgegenkommt. Daß ein Theil desselben, Windthorst an der Spitze, am Tage nach dieser Rede gegen die Bewilligung der für den Volkswirtschaftsrath verlangten Summe stimmte, läßt das aufkeimende Vertrauen auf die Herren merklich wieder geringer und kühler werden. Uebrigens liegt die Entscheidung ja nicht allein beim Centrum und den Conservativen. Das Zünglein der Wage wird von den Polen, Welfen, Elsaß-Lothringern und Socialdemokraten gebildet; dahin haben es die Demagogen der Seccession und ihre Bundesgenossen vom Fortschritte gebracht und, setzen wir hinzu, die Verblendung des Philistertums, das ihre absurden Phrasen und Lügen für Wahrheit hielt.



Zur socialen Frage.



Wenn man sich eine Vorstellung verschaffen will von der künftigen Gestaltung der Verhältnisse, in welchen sich die bürgerliche Gesellschaft gegenwärtig befindet, so wird die praktischste Methode wohl die sein, daß man ähnliche Perioden in der Vergangenheit zum Vergleiche heranzieht und dann zu ermitteln sucht, inwieweit es wahrscheinlich ist, daß die jetzigen Zustände gleiche Folgen haben werden wie die vergangenen, oder inwieweit unter den veränderten Verhältnissen der Gegenwart gleiche Ursachen verschiedene Wirkungen haben dürften.

Um aber eine vergangene Periode zur Vergleichung auszuwählen, müssen wir uns zunächst über die besondre Eigenthümlichkeit der gegenwärtigen Klarheit verschaffen.

An die Stelle der tausend kleinen und kleinsten Gemeinwesen früherer Jahrhunderte sind allmählich wenige große Staaten getreten, in denen sich das sittliche und wirtschaftliche Leben der Völker concentrirt. Für die freie Entfaltung der Kräfte des Bürgers giebt es verhältnißmäßig nur noch geringe Schranken, und diese Freiheit hat die Wunder der modernen Cultur geschaffen, das Leben ist — im großen und ganzen — auch für die armen Volksklassen inhalt- und genußreicher geworden; praktische Kenntnisse und Bildung steigen in immer tiefere Klassen herab, und — auch das wird man nicht leugnen können — die Gefahr von Rückschlägen durch den Krieg hat sich aus vielen hier nicht näher zu erörternden Gründen, besonders aber durch das gemeinsame Interesse der Völker an den Segnungen des Friedens, erheblich gemindert.

Allein dieser scheinbar so erfreuliche Zustand hat arge Schattenseiten. Die Reichthümer, welche erzeugt worden sind, haben sich sehr ungleich über die Menschen vertheilt. Die Macht der Maschine und des Capitals, die dem Letztern innewohnende Eigenschaft sich zu vergrößern und kleine Capitalien aufzusaugen, die Tendenz der Speculation, alle Werthe zu mobilisiren, unaufhörlich umzusetzen und künftige mögliche Wertherzeugung zu discountiren und einzuheimsen, indem sie zugleich die Gefahr des Mißerfolgs auf das unkundige oder unvorsichtige Publicum überwälzt — alle diese Ursachen haben die Entstehung einzelner colossalen Vermögen zur Folge gehabt, welche die Arbeit des Volkes beherrschen und die kleinen Grundeigenthümer vernichten. Diese Vermögen wachsen täglich in staunenswerthem Maße und geben der Befürchtung Raum, daß daneben selbst solche kleinere Vermögen, welche jetzt noch für erheblich gelten, nicht werden bestehen können. Es ist ein alter Trostspruch, daß dafür gesorgt sei, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, und so mögen auch wir heutigen uns damit getrösten, daß es unmöglich sei, daß die ganze Menschheit zu Sklaven weniger Halbgötter herabgewürdigt werde. Es erscheint dieser Trost aber um so begründeter, als das Bewußtsein der Gefahr bis in die tiefsten Klassen eingedrungen ist und dort Bewegungen erzeugt hat, welche auch die höheren Klassen, ja selbst die Staatsgewalten allmählich nöthigen, der Gefahr ins Auge zu sehen.

Dieses Bewußtsein, diese sich mehr und mehr verbreitende Erkenntniß des Krankheitszustandes ist es, was uns vielleicht am meisten von einer ähnlichen Zeitperiode der Vergangenheit unterscheidet, wo ebenfalls die Concentration des Reichthums in wenigen Händen so colossale Dimensionen annahm, daß daneben nur Armuth und Elend bestand und die Menschheit sich in Halbgötter und Knechte theilte. Wir meinen die römische Kaiserzeit der ersten Jahrhunderte. Daß an diesen Zuständen das römische Reich, so groß und gewaltig es war, zu Grunde ging, ist niemals verkannt worden. Aber waren die Mißstände in Grenzboten IV. 1881.

Rom nicht größer und greller als bei uns? Untersuchen wir zunächst die Größe der Vermögen.

Friedländer in seiner Sittengeschichte Roms (Ausgabe 1871) glaubt, daß, wie unsicher auch die Vergleichung des Geldwerthes beider Perioden sei, doch die antiken Vermögen den modernen entschieden nachstehen. Die größten römischen Vermögen, von denen uns berichtet wird, betrug 300 und 400 Millionen Sesterzen, d. h. 65 und 87 Millionen Mark. Als höchstes Jahreseinkommen werden ca. fünf Millionen Mark angegeben. Dagegen sollen die Bedfords drei Millionen, die Northumberlands vier Millionen Einkommen haben. Die Familie Schermetjew in Rußland besaß 200 000 männliche Leibeigene, von denen viele Millionäre waren; Astaschew gewann 1843 allein in seinen sibirischen Goldbergwerken 5,1 Millionen Mark; der Fähnrich Jakubow wurde auf 300 Millionen Mark geschätzt. Der russische Baron Derwies († 1881 in Lugano) hinterließ seiner Frau und zwei Söhnen eine Rente von 15 Millionen Mark, Schlösser, Landgüter ungerechnet. Dies entspricht einem Actiencapital von etwa 350 Millionen Mark. Alles dieses aber sind noch Kleinigkeiten. James von Rothschild in Paris hinterließ bei seinem 1868 erfolgten Tode 2000 Millionen Francs und Alex. J. Stewart in New-York gab sein Einkommen auf 4 071 256 Dollars = 17 099 275 Mark an und zahlte 407 000 Dollars = 1 709 400 Mark Einkommensteuer, was einem Vermögen von mehr als 1400 Millionen Mark entspricht.

Dies alles aber sind schon verhältnißmäßig ältere Vermögen; wahrhaft erschreckend dagegen sind die Millionäre, die unter unsern Augen in den letzten Jahrzehnten fast wie Pilze hervorgeschossen sind, wie die Goldschmidt, die Königswarter, die Bleichröder, die Erlanger, die Stern, die Sulzbach und so viele andre, Vermögen, deren Größe und jährliches Wachstum sich jeder Schätzung entzieht*) und die alle mehr oder weniger auf dem Wege der Agiotage, der Gründung, der Discontirung ungewisser Zukunftswerthe, kurz an der Börse entstanden sind.

Ueber Natur und Wirkung dieser Vermögen in den beiderlei Perioden läßt sich folgendes bemerken.

Die Quellen der antiken Vermögen waren hauptsächlich die Sklavenarbeit, die Verabung der Provinzen, der Steuerpacht und ein wucherisch betriebenes Darlehnsgeschäft. Die Sklavenarbeit entspricht unsrer heutigen Großindustrie, jedoch mit dem Unterschiede, daß die Sklavengroßindustrie des Alterthums keinen Kampf gegen ein Kleingewerbe führte, weil der Römer die Arbeit für eines freien Mannes unwürdig hielt und also kein Gewerbe trieb. Die Verabung der Provinzen durch ihre vorgesezten Proconsuln und Proprätoren können wir

*) Der diesjährige Gewinn eines dieser Häuser wird an der sachkundigen Börse auf 46 Millionen geschätzt.

als eine römische Eigenthümlichkeit gelten lassen. Dagegen stellen wir den Steuerpacht und das Darlehnsgeschäft der Ritter auf eine Linie mit der Thätigkeit unsrer Geld- und Börsenmänner. In Rom waren es Consortien des Ritterstandes, des Geldadels, welche als Steuerpächter den Provinzen das abnahmen, was ihnen der offen raubende Prätor übrig gelassen hatte; den ruinirten Gemeinden machten dann dieselben oder andre Ritter-Consortien Darlehne zu unerhörten Zinsen. Das Zeitalter war noch naiv, man kannte, wie es scheint, das gleichnerische System noch nicht, den wucherischen Zinsfuß unter einer fictiven Höhe des Capitals zu verbergen. Heutzutage sind es Consortien auch von Rittern, die aber Barone und Geheime Commerzienräthe genannt werden, welche den gesammten Geldverkehr der Welt und ihr Bedürfniß beherrschen, welche nach Belieben Ueberfluß und Mangel erzeugen, keine Landesgrenze kennen und keine Schranke außer der, welche durch die eigne Concurrrenz gebildet wird. In ihrem Wesen wird die Thätigkeit der Bankiers unsrer Tage von der antiken nicht sehr verschieden sein, und es bezieht sich dies auch auf die unleugbaren Vortheile, welche sie dem Publicum in manchen Beziehungen gewährt. Ein Unterschied aber erscheint mir sehr wesentlich und von kaum abzuschätzender Bedeutung.

Ein großer Theil der römischen Vermögen lag müßig in baarem Gelde, Silbergeschirr, Kleinodien u. dgl. Zwar läßt sich nicht mit einiger Genauigkeit bestimmen, in welchem Umfange das der Fall gewesen. Allein wenn wir von Macaulay hören, daß — vor Contrahirung der englischen Staatsschuld im Jahre 1688 — der Vater des Dichters Pope 20 000 Pfd. Sterl. in einer Kiste auf seinem Landsttze bei sich hatte, um daraus seine Bedürfnisse zu bestreiten, so mögen wir uns daraus eine ungefähre Ansicht bilden, welche ungeheure Massen an Geld und edlen Metallen im römischen Reiche müßig aufgespeichert sein mußten, wo es an Gelegenheiten nutzbringender Anlage jedenfalls weit mehr gefehlt hat als in England vor 1688. Heutzutage ist das Geld, welches den Bestand der Privatkassen bildet, im Verhältniß zum Gesamtvermögen so außerordentlich gering, daß sein plötzliches Erscheinen auf dem Markte wohl keine nennenswerthe Störung veranlassen würde. Wir modernen haben tausendfältige Gelegenheit, jede noch so geringe entbehrliche Summe alsbald nutzbar anzulegen. Wenn nun schon die Privaten, ja selbst gewöhnliche Arbeiter diese Gelegenheiten eifrigst benutzen, so ist es umsomehr bei den eigentlichen Geldmännern und den Reichen Grundfaß und Praxis, Geld keinen Augenblick müßig liegen zu lassen. Daher kommt denn auch die unaufhaltsame Vermehrung des Reichthums. Nun belehrt uns zwar die Theorie, daß das Geld nicht imstande sei, Zins zu bringen, oder in andern Worten, daß keine Capitalanlage anders möglich sei, als indem sie Arbeit entlehne, daß z. B. eine Eisenbahnactie oder ein Eisenbahn-Staatsschuldschein nichts anderes sei als eine Bescheinigung, daß so und so viel in Arbeit ausgegeben sei. Zugegeben! Allein wir müssen bedenken, daß das Börsen-

spiel und die Agiotage keine Werthe erzeugen, sondern sie nur von einer Hand in die andre übertragen und zwar mit der Tendenz der Concentration des Gewinnes in wenigen Händen, daß auch das Agio und Disagio der solidesten Papiere, welches künstlich erzeugt wird, diesen Charakter trägt, und daß also insofern als sich die zinsbringende Anlage der Ueberschüsse im Börsenspiele und der Agiotage vollzieht, nicht Arbeit besoldet und das Gemeinwohl befördert, sondern lediglich das Zusammenströmen bestehender Werthe in wenigen Händen begünstigt wird. Macht man sich überdies klar, daß die Geldfürsten nicht nur ihr eignes Geld, sondern auch die Ueberschüsse ihrer Clienten in dieser Weise verwenden, so wird man einsehen, wie viel vortheilhafter für das Gemeinwohl das Müßigliegen des baaren Geldes im Alterthum war als die sogenannte Fructification bei uns.

Es würde zu weit führen, diese Verhältnisse in ihrer volkswirtschaftlichen Bedeutung bis ins einzelne zu verfolgen. Dagegen will ich auf einen andern Punkt aufmerksam machen, welcher von nicht geringerer Bedeutung ist und in welchem das Alterthum in günstigerem Lichte erscheint.

Es ist nichts natürlicher, als daß die Gegensätze von großem Ueberfluß zu großem Mangel bei den Darbenden Neid und Haß erzeugen, und diese Gefühle sind in vielen Epochen der Geschichte zum offenen Ausdruck gekommen. Der ascetische Geist des Christenthums, welcher das Glück des Menschen auf das Jenseits verweist, hat die Kluft zwischen Reich und Arm ohne Zweifel gemildert, auch ist es nicht zu leugnen, daß die Uebung der christlichen Barmherzigkeit versöhnend wirkt. Dagegen fällt der Vergleich zum Nachtheil unsrer Zeit aus, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß die Masse des Volkes nicht wie im Alterthum theils aus Freien besteht, die nicht arbeiten wollten, theils aus Sklaven, die keinen rechtlichen Anspruch auf selbständige Existenz hatten, dagegen aber von ihren Herren ernährt wurden, sondern bei uns das ganze Volk bei gleichem Rechte auch einen wenigstens annähernd gleichen Anspruch auf irdische Glückseligkeit im Herzen trägt, und jeder ohne Ausnahme den Kampf ums Dasein mit eignen Kräften führen muß. Dazu kommt, daß heutzutage die Bildung und die Erkenntniß der gesellschaftlichen Zustände in immer tiefere Schichten des Volkes herabsteigt, daß diese Erkenntniß den Gegenstand ihrer unaufhörlichen mündlichen und schriftlichen Erörterung bildet und daß daher das Gefühl der Armuth, des Mißbehagens, des Neides, des Hasses mit jedem Tage wachsen muß, auch wenn es nicht absichtlich geschürt würde. Im Alterthum gab es ein Correctiv, dessen Bedeutung man nicht unterschätzen darf. Es herrschte nämlich unter den Reichen die Gewohnheit, und diese Gewohnheit ward mehr und mehr auch zu einer gebieterischen Nothwendigkeit, große Summen zum gemeinen Besten aufzuwenden. Die Kaiser gingen mit dem großartigsten Beispiel voran, indem sie nicht nur in Rom selbst, sondern bis in die fernsten Provinzen die Städte mit Tempeln, Foren, Bädern, Theatern, Wasserleitungen

schmückten; Minister und Günstlinge suchten nicht zurückzustehen, und alle, die nach hohen, öffentlichen Aemtern strebten, mußten die Gunst des wahlberechtigten Volkes durch öffentliche Spiele und Bauten erwerben. Der Municipalpatriotismus war so entwickelt, daß ein sehr erheblicher Theil der öffentlichen Bauten von Privaten ausgeführt wurde, und die öffentliche Meinung, obwohl sie mit Aeußerungen des Dankes keineswegs sparsam war, erwartete, ja forderte solche Opfer der Reichen zu Gunsten der Gesamtheit. Friedländer glaubt, daß die aus Privatmitteln ausgeführten Bauten an vielen Orten die städtischen an Umfang und Bedeutung weit übertroffen hätten. Wenn ich einige Beispiele anführe, so will ich nicht von einem Krösus wie Herodes Atticus sprechen, der Griechenland und Italien massenhaft mit Wasserleitungen, Tempeln, Theatern zc. schmückte, sondern nur einiger Personen gedenken, die, wenn auch reich, doch in bescheidenen Stellungen lebten. Der Großvater des jüngeren Plinius erbaute zu Como in seinem und seines Sohnes Namen eine prachtvolle Colonnade und schenkte der Stadt ein Capital zur Verschönerung der Thore. Der Arzt Crinas ließ die Stadtmauern von Massilia für 10 Millionen Sesterzen = 2 175 000 Mark erbauen. Die Brüder Serbinus, Leibärzte des Claudius, erschöpften ihr Vermögen durch Ausstattung von Neapel mit Bauwerken. Der jüngere Plinius, der in seinem Testamente seine Vaterstadt Como mit einem bedeutenden Capital zur Erbauung und Instandhaltung von Thermen bedachte, erwies der Stadt Tifernum, die ihn als jungen Mann zum Patron erwählt hatte, seine Dankbarkeit durch den Bau eines Tempels. Eine in Casinum gefundene Inschrift meldet, daß die Dame Ummidia Quadratica auf ihre Kosten einen Tempel und ein Amphitheater errichtet habe. Der Consul Darunius vollendete und erweiterte den Bau der Thermen, zu welchen sein Vater der Stadt Tarquinii 3 300 000 Sesterzen = 700 000 Mark vermacht hatte u. s. w. u. s. w. Wenn man in Friedländers Sittengeschichte Roms nachliest, was er Bd. III, S. 117 ff. über öffentliche Bauten von Privatleuten berichtet, so wird man verstehen, in welchem Maße solche Opferwilligkeit der Reichen versöhnend auf die Armen wirken mußte.

Dieses wirksame Correctiv der schreienden Ungleichheit der Vermögen entbehren wir Modernen gänzlich. Was von unsern Geldfürsten hie und da für öffentliche Zwecke hergegeben wird, verdient kaum eine Beachtung. Statt das Publicum ihre Reichthümer einigermaßen mitgenießen zu lassen, sperren sie sich ab, lassen ihre Parkanlagen und Kunstsammlungen unzugänglich oder erschweren gar die öffentliche Bauhätigkeit, wenn sie in der Lage sind, darauf einzuwirken, und nöthigen Stadt oder Staat zu kostspieliger Expropriation. Nähmen sich unsre Geldmänner, wenn der Vorgang des Alterthums zu erdrückend ist, doch wenigstens ein Beispiel an Italien, wo der antike liberale Sinn theilweise auch heute noch herrscht. Man glaube ja nicht, daß es für die sociale Stimmung wirkungslos sei, wenn in Rom die herrlichen Parkanlagen der Villa Borghese

und Pamfili-Doria fast wie öffentliches Eigenthum betrachtet werden können, daß so viele Kunstsammlungen im Besitze patrizischer Familien jedermann zugänglich sind, oder daß ein Herzog Galliera seiner Vaterstadt Genua zweimal je 20 Millionen für Hafenhauten geschenkt hat.

Das Beispiel des heutigen Italiens ist in der That sehr beachtenswerth. Es hat mich in diesem Lande, wo die meisten Reisenden nur auf Kunst- und Naturgenuß ausgehen, nichts mehr betroffen als der demokratische Charakter der bürgerlichen Gesellschaft. Der Conte, der Marchese, der Duca und Principe leben in und mit dem Volke auf der Straße, im Café; sie rauchen dieselbe schlechte Cigarre wie der gemeine Mann, sie sitzen im Stadtrath, sind Bürgermeister, sind Mitglieder aller politischen Vereine, reden in den Volksversammlungen. In Bergamo sitzen mehr als zwanzig Grafen im Stadtrath; der radicale Podestà von Neapel war Duca di S. Donato, der jetzige ist Conte Giuffo; in Florenz war es Peruzzi aus einer der berühmtesten Familien der Republik. So angenehm dies alles das Leben in Italien macht, so konnte ich mir doch nicht verbergen, daß es ein Nachtheil für das Fortschreiten des Landes ist. Weil nämlich die Aristokratie so populär ist, so denkt niemand daran, ihr ihre Vorrechte streitig zu machen. Bei uns war der Adel gehaßt, und alle, Bauern, Bürger und Wissenschaft, führten den Kampf gegen seine Vorrechte. In Italien scheint das Volk sich dieser Vorrechte kaum bewußt zu sein. Der Besitz der todten Hand, die Fideicommissse, die Latifundien, jene tödtliche Erbkrankheit Italiens, sind unangefochten und werden es bleiben, bis eine große sociale Krise eintreten wird. Dies im Vorübergehen.

Es hat sich bei der Vergleichung mit den Zuständen der römischen Kaiserzeit gezeigt, daß die heutigen Riesenvermögen die damaligen an Größe übertreffen, daß sie wirtschaftlich nachtheiliger wirken, daß diese Wirkungen von unserm freien Volke tiefer empfunden werden und mehr zum Bewußtsein kommen als im Sklavenstaate Rom, und daß nur das bedeutende Correctiv gänzlich mangelt, welches Rom in der großartigen Liberalität seiner reichen Bürger besaß.

Doch fahren wir fort in der Vergleichung beider Perioden. Rom war bis zum Beginn seiner Eroberungen in Griechenland und Asien — Anfang des 2. Jahrh. v. Chr. — ein verhältnißmäßig armer Staat von einfachen Sitten. Erst die Berührung mit griechischer und asiatischer Leppigkeit und das Zufließen der Schätze des Orients nach Rom hatte bei gleichzeitiger Verarmung des Volkes die Entstehung ungeheurer Vermögen zur Folge. Aber es waren anfangs doch nur die politischen Männer, die Eroberer des Orients, welche sich zu Nabobs erhoben, und das Volk, das in dem stolzen Gefühl der Siegesdrunkenheit schwelgte, konnte sich an dem Glanze, in dem seine großen Männer strahlten, erfreuen und ihn ohne Neid betrachten. Ja es konnte sich sogar glücklich preisen, wenn Schätze, die größtentheils bisher in den Schatzkammern orientalischer Fürsten oder in Tempeln müßig und ohne Nutzen für die Welt

gelegen hatten, durch seine großen Bürger nach Rom gebracht und dort in Umlauf gesetzt wurden. Erst das Aufkommen des Ritterstandes, der großen Bankiers, welche die Steuern der neugewonnenen Provinzen pachteten, das Großcapital in ihren Händen concentrirten und rücksichtslos ausbeuteten, erzeugte eine andre Art von Colossalvermögen, welche die Verarmung des Volkes und die Vernichtung des besitzenden Mittelstandes zur Folge hatten. Man kennt die großen Erschütterungen, welche der wirthschaftliche Niedergang des römischen Staates und die Concentration der Vermögen in wenigen Händen verursachten, die graechischen Unruhen, die Sklaven-, Bundesgenossen- und Bürgerkriege, die Triumvirate, die Proscriptionen, bis endlich aus dem Kampfe der Großen gegen einander einer als Alleinherrscher hervorging. Die Monarchie gab der Welt, insbesondere Italien, einen mehrhundertjährigen Frieden, und das Volk konnte bei der im ganzen geregelten, zum Theil vortrefflichen Verwaltung und bei grundsätzlicher Fürsorge der Regierung für seine Ernährung sich bei seiner Armuth mehr oder weniger beruhigen.

Viel anders haben sich die Dinge bei uns entwickelt (ich rede besonders von Deutschland). Vor etwa fünfzig Jahren gab es bei uns noch sehr wenige Riesenvermögen. Freilich hatten wir Ueberfluß an Fürsten und Dynasten, die ansehnliche Reichthümer besaßen. Allein dieselben waren größtentheils in Grundeigenthum angelegt, wurden mehr nach patriarchalischen Gesichtspunkten verwaltet, waren dem Umfange nach wesentlich stillestehend wenn nicht zurückgehend und konnten deshalb nur einen untergeordneten Einfluß auf die Wirthschaft des Volkes üben. Deutschland war ein armes Land, das noch aus tausend Wunden blutete, die ihm zweihundertjährige Kriegsepochen geschlagen hatten. Es besaß keine Industrie, kaum nennenswerthen Export. Der innere Handel war bei sehr mangelhaften Verkehrswegen durch hunderte von Zollschranken unterbunden. Es gab keine Hauptstadt, die dem Umlauf der Güter einen mächtigen Antrieb hätte geben können, keine mächtige Börse. Kurz, es fehlte so gut wie alles, um Reichthümer zu erzeugen. Es sind also kaum fünfzig Jahre her, daß Colossalvermögen in größerer Anzahl entstanden sind; ja vielleicht sind es nicht mehr als dreißig Jahre, denn ich selbst, obwohl ich noch kein Greis bin, erinnere mich der Zeit, da man unsre Nabobs noch nicht kannte, oder habe sie gar noch als gewöhnliche Makler von Haus zu Haus gehen sehen. Wie unendlich kurz ist diese Zeit, wie gewaltfam müssen daher auch die Wirkungen sein! Anfangs merkte man dies wenig, denn die gesammte Nation wurde wohlhabender; die innern Zollschranken fielen, Großindustrie entstand, und Eisenbahnen bedeckten das Land. Aber es gab auch Pausen des Aufschwungs, Stockungen, Krisen. Das Nachdenken wurde angeregt, man bemerkte die tiefschwarzen Schlag Schatten, welche der übergroße Reichthum der einzelnen warf. Zahllose Federn kamen in Thätigkeit, die Ursachen wirthschaftlicher Uebelstände zu ergründen, und die Vollkommenheit der Verkehrsmittel gab Gelegenheit auch zum persön-

lichen Gedankenaustausch. Zum erstenmale erhoben sich die Arbeiter zum Bewußtsein eines besondern Standes mit besondern Leiden, besondern Ansprüchen und Interessen, und es ward populär und einträglich, Schriftsteller im Dienste der Arbeiter zu sein. Und heute sind sie nicht mehr ein bloßer Stand, sie sind eine mächtige Partei, welche den Staat und die Gesellschaft bedroht.

Dies ist der Erfolg von dreißig oder fünfzig Jahren. Wie wird es nach weitem fünfzig Jahren stehen?! Denn erst den Anfang jener Wirkungen haben wir vor Augen, welche die Eisenbahnen, der Telegraph, die Entwicklung der Post und der Tagespresse in den Gemüthern der Menschen hervorgebracht haben.

Auch ein blödes Auge wird erkennen, wie verschieden die Lage unsrer heutigen Gesellschaft ist von derjenigen, in welcher sich das römische Reich im Anfange unsrer Zeitrechnung befunden hat. Auch damals ging die Welt einer ungeheuren Umwälzung entgegen, aber diese war anfangs nicht social, sondern religiös und international, bis die jugendkräftigen germanischen Völker endlich auch ein neues System der Gesellschaft, das feudale, ins Leben einführten.

Wir Modernen aber stehen unmittelbar auf dem Kampfplatze, welchen die Verfassung der Gesellschaft bildet, und es scheint, daß wir keine andre Wahl haben als zwischen Evolution, die heilt und aufbaut, und Revolution, welche zerstört. Die Evolution aber ist nur möglich, wenn ihre Nothwendigkeit rechtzeitig erkannt wird, und solange die zerstörenden Kräfte der Revolution noch nicht übermächtig geworden sind. Heute noch ist es Zeit; unser Staatsorganismus ist gesund und kraftvoll genug, um die Socialdemokratie niederzuhalten. Wenn aber die Erkenntniß der eignen Lage und das Bewußtsein der numerischen Kraft, wie es heute der städtische und industrielle Arbeiter besitzt, auch auf die ländlichen Arbeiter übergegangen sein wird, wenn die verderblichen Wirkungen des centralisirenden Großcapitals auch die untern Bürgerklassen ins Lager der Socialisten getrieben haben wird, dann wird diese Partei so gewaltig sein, daß für eine heilsame Evolution kein Raum mehr bleibt.

Es ist demnach keines der geringsten Verdienste des Reichskanzlers, daß er die sociale Frage auf die Tagesordnung unsrer gesetzgebenden Körperschaften gesetzt hat, und wenn auch seine positiven Vorschläge den ernstesten Bedenken unterliegen mögen, so wird doch keine Macht mehr imstande sein, diese Frage wieder von der Tagesordnung abzusetzen. Das mögen die Parteien bedenken! Nicht darum handelt es sich, welche Theorie die richtige sei. Jede Theorie geht von Voraussetzungen aus, deren Richtigkeit nicht bewiesen werden kann. Die Menge liebt es zwar, aus einem plausiblen Vorderfaze eine Reihe von Folgen abzuleiten. Allein sie übersieht, daß ein Begriff kein Ding ist und daß der wirkliche Staat, die bestehende Gesellschaft nicht nur das Product unzähliger Zufälligkeiten sind, sondern auch von solchen Zufälligkeiten abhängen. Wer Staat

und Gesellschaft in großen Krisen erhalten will, muß sie nehmen wie sie sind, muß wie ein Arzt deren Krankheiten studiren und die Heilmittel wählen ohne Rücksicht auf ein System, wie logisch es auch aufgebaut sein möge!



Friedrichs des Großen erster Waffengang.

2.



Im 24. Hefte dieses Jahrgangs der „Grenzboten“ war im Anschluß an den ersten Band von C. Grünhagens „Geschichte des ersten schlesischen Krieges“ erörtert worden, wie dieser Krieg, ganz abgesehen von den Erfolgen, die er für Preußen gehabt hat, hauptsächlich dadurch ein hervorragendes Interesse erwecke, daß der junge König von Preußen gleich in seiner ersten Unternehmung die politische Lage des damaligen Europas mit jener kaltblütigen Sicherheit beurtheilt und für seine Pläne zu benutzen verstanden habe, die sofort den großen Herrscher erkennen läßt. Zwischen dem englischen Drängen, ihn gegen möglichst geringe Opfer Oesterreichs auf dessen Seite herüberzuziehen, und den französischen Bemühungen, ihn für eine antiösterreichische Allianz zu gewinnen, hatte er mit souveräner Ueberlegenheit seinen eignen Standpunkt eingenommen, und wenn ihn schließlich im Sommer 1741 nach seinem Siege bei Mollwitz die Starrheit des Wiener Hofes, verbunden mit der kleinlichen und widerspruchsvollen Politik Georgs II. von England zum Abschluß eines Bündnisses mit Frankreich trieb, trotz der Abmahnungen seines Ministers Podewils, so war er doch entschlossen, sich nicht die Rolle desjenigen vorschreiben zu lassen, der nur für die andern die Kastanien aus dem Feuer holt, und durch seine Waffenthaten an der Herbeiführung politischer Veränderungen zu arbeiten, die schließlich mehr den Franzosen als ihm zu Gute gekommen wären. Wenn das französische Cabinet danach strebte, außer Baiern und Preußen auch Sachsen in eine antipragmatische Coalition zu vereinigen und beinahe sämtliche cisleithanische Länder Oesterreichs unter diese Staaten zu theilen, so mußte auf diese Weise Oesterreich zu einer Macht zweiten Ranges herabgedrückt werden, ohne daß eine andre deutsche Macht stark genug wurde, um Frankreich ein Gegengewicht zu bieten und so den europäischen Continent gegen die gefährliche Präponderanz dieses Staates zu schützen, wie es bisher das Haus Habsburg vermocht hatte. Andererseits waren dabei für Sachsen und Baiern Vergrößerungen in Aussicht genommen,